

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 13.

Donnerstag am 22. September.

1853.

Cäcilia.

Ein Lebensbild

von

Juliette Kerb.

Der Ballsaal strahlte von Kerzenglanz; Freude und Lust erglänzte auf den jugendlichen Gesichtern, wie hohe, selbstgefällige Befriedigung auf den alternenden der Mütter schöner, bevorzugter Töchter. Der Galopp war beendet, ihm folgte ein Contretanz. Die Paare stellten sich auf und ordneten sich zu den graziosen Wendungen desselben.

An einem der großen Pfeilerspiegel gelehnt, standen im Gespräche zwei junge Männer, die auf die tanzenden Paare blickten. Des einen unfläte Augen flogen musternd von der einen zur andern Erscheinung. Der ironische Zug um den Mundwinkel zeigte an, daß er an allen Mängel entdeckte, die jedem andern als seinem Kenner- und Spötterblick entgingen oder verdeckt blieben. Der andere hingegen durchforschte, das Lognon zu Hülfe nehmend, eifrig die Reihen. Eine kurze schnelle Bewegung schien anzuzeigen, daß der Gegenstand

seines Suchens gefunden sei, er ergriff den Arm seines Begleiters und sagte: „komm, Felsing dort hin! da werden wir das Zuschauen bequemer haben.“

„Und vielleicht ein ergiebigeres Feld zu Bemerkungen, denn diese jungen Gesichter hier, haben noch so viel Unentwickeltes, Kindisches, daß sie anfangen, mich zu ennühen!“

„Spötter!“ erwiderte der erste und zog Felsing nach einer Ecke zu zwei leeren kleinen Polsterstühlen, die ihnen freie Aussicht auf eine andre Quadrille gewährten.

Mit raschem Blick hatte Felsing die Damen gemustert, und mit fast zu lautem Ausrufe sagte er: „aber, Stein, wer ist dies famose Gesicht, dies Madonnenbild, diese prächtige Statue? Sieh, jetzt bewegt sich die Marmorbraut, o, nenne mir den Namen, stelle mich vor, ich muß sehen, ob ich dieser göttlichen Gestalt Leben einhauchen kann, deren Cavalier es nicht zu gelingen scheint, mehr als einsylbige Wörter aus diesem reizend geschneittenen Munde zu locken. — Was thut aber auch der Landjunker neben dieser Göttin!“

„Göttin — Madonna — Marmorbraut! ja, das ist der richtige Ausdruck. Man sollte Cäcilien für das schönste Marmorbild halten, wenn sie nicht doch aus Fleisch und Blut bestände, ob sie aber ein Herz im Busen trägt, das wissen die Götter!“ erwiderte Stein, indem ein leichter Schauer ihn durchrieselte, während er das Auge nicht von der fraglichen Dame zu verwenden vermochte, die die Touren der Quadrille leicht und gewandt ausführte, ohne auf ihren wahrhaft schönen Zügen den leisesten Eindruck der Lust am Tanze zu zeigen.

Felsing war wie bezaubert, der Spott auf seinen Lippen war geschwunden, er lebte das Ende des Tanzes herbei.

Raum war der letzte Ton verhallt, die Damen von ihren Tänzern wieder an ihre Plätze geführt, als Felsing von Stein begleitet, sich der Dame, die seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt und gefesselt, vorstellen ließ und sich einen Tanz erbat, den er auch zugesagt erhielt und nun noch im langen glänzenden Gespräch das Eis zu schmelzen versuchte, das dieses regelmäßig schöne Gesicht umlagerte. Und was bis jetzt keinem der eleganten Herren gelungen, schien Felsing zu gelingen. Er errang den Triumph, nicht nur kurze Antworten zu erhalten, er wußte geschickt ein Thema anzuschlagen, das Cäcilien zu interessieren schien, er verflocht sie in das Gespräch. Sie mußte vielleicht zum erstenmale aus sich selbst herausgehen, sie lächelte nur noch lieblicher. Die Augen bekamen ein momentanes Feuer.

Felsing berührte nicht, wie gewöhnlich seine Art war, jeden Gegenstand mit den Stachel der Ironie, aber er erging sich auch nicht in faden Schmeicheleien. Er stellte sich nicht als unterwürfigen Sklaven ihr gegenüber, den ihre Schönheit allein besiegt hatte; er zeigte sich als Mann, der den Werth der äußern Schönheit anerkennt, diese aber ohne Geist nur als augenblicklichen Empfehlungsbrief gelten läßt, der bald unbeachtet, zerrissen bei Seite gelegt wird.

„Meine Galathea athmet schon und bald werde ich ihr Herz in mächtigen Pulsen klopfen hören“ — sprach der erregte Felsing nach been-

digtem Valle zu den ihm finster anblickenden, bleicher als gewöhnlich aussehenden Stein.

„Und Dich an seinen Zuckungen weiden. Aber nun und nimmermehr soll das geschehn. — Ich bin von den Eltern begünstigt, es bedarf nur eines Wortes und Cäcilie ist die Meine!“ erwiderte heftig Stein.

„Bist Du dessen schon so gewiß? — Und was meint Cäcilie selbst? Glaubst Du wirklich, Dein Gold könne bei einem Mädchen entscheiden, das so königlich drein schaut, als wäre es auf dem Throne geboren?“ spöttelte Felsing.

„Du willst ein verwegenes Spiel spielen! ich kenne Dich. — Du denkst nicht daran, Cäcilien zu lieben, ihr kaltes Wesen reizt dich, Du willst die Macht Deiner Persönlichkeit versuchen, um, wenn der Sieg erreicht, sie in ein dumpfes, wesenloses Nichts zurückzustößen, aber das soll nicht geschehen, so wahr ich Cäcilien liebe!“ —

„Greifre Dich nicht, bringe Dich nicht unnüher Weise in Harnisch, dies könnte Deiner zarten Constitution schaden! Wenn ich es der Mühe werth halte, mich ferner Cäcilien zu nähern, so wirst Du mich nicht daran hindern, das glaube mir. Uebrigens muß ich meine Schöne erst bei Beleuchtung des realen Tages sehen, ob sie das Sonnenlicht eben so gut erträgt, wie den Kerzenglanz. Darum Friede, mein Freund! Ich verbiete Dir ja auch nicht, mit mir in die Schranken zu treten — Aber à propos, wer ist der Landjunker, der Tänzer, der ihr so angelegentlich den Hof machte und sich dabei so possierlich ausnahm, wie die Karrikatur eines Stuzers in Holzschnitt?“

„O, nimm das nicht so leicht,“ entgegnete Stein, „wer weiß, ob der Besitzer der reichsten und schönsten Güter mit seinem alten ahnenreichen Namen uns nicht alle beide aussieht, übrigens ist er Cäciliens Vetter, der keinen Balltag verjäumt, nach der Stadt zu kommen, um mit seinem schönen Mähdchen zu tanzen.“

„Da würde mir eher Dein feuzendes Schmachten gefährlich sein,“ sagte Felsing ironisch, reichte aber gleich darauf dem Freunde gutmüthig den Arm und sagte freundlich: „nach langer Trennung sah ich Dich heute wieder; dies Wiedersehen soll nicht der Anfang einer ewigen Trennung sein!“

Diese Gewalt räume ich auch einer Cäcilie nicht ein!"

„Ich danke Dir! möge Dein Wort immer sein Echo in der eignen Brust finden! Für heute leb' wohl, ich bedarf eines ruhigen Alleinseins“ und Stein wandte sich schnell von Felsing ab, der ihm kopfschüttelnd nachsah und einige undeutliche Worte zwischen den Zähnen murmelte.

Cäcilie von Malten galt für das schönste, aber auch zugleich für das stolze Mädchen der Stadt, letzteres vielleicht mit Unrecht. Es lag schon so viel Adel und Würde in ihrer imposanten Gestalt, auf der reinen edlen Stirn und in ihrer Haltung, daß man sie auf den ersten Blick für eine stolze aristokratische Schönheit erklären mußte. Dazu trug ihr stilles, ernstes Wesen bei, der Zug einer zurückgedrängten Melancholie um den schönen Mund wurde von den meisten für ein Zeichen des Stolzes und Hochmuths gehalten.

Cäcilie war das einzige Kind, der Abgott und gequälte Liebling ihrer Eltern, die beide seit ihrer frühesten Kindheit an ihr hofmeisterten, um Schönheit und Anmuth in das gehörige Licht zu stellen. Ihr fehlten die Jugendgespielfinnen; sie hatte keine eigentliche, intime Freundin, die an ihrem kindlichen Treiben, ihren Leiden und Freuden hätte Theil nehmen können. Sie fühlte sich einsam in der großen weiten sie umgebenden Welt. Der Mutter war sie die Puppe, die ihr die schönsten Kleider anzog und durch unaufhörliches Predigen und Ermahnen diese schönen Kleider ja nicht zu zerknittern oder zu beschmutzen, und sie durch stetes Commandiren den Kopf in die Höhe zu tragen, mit den Fußspitzen zuerst aufzutreten, in jedem kindischen Spiel, in allem freien jugendlichen Bewegen beengte und einschränkte. Der Vater dagegen, ein leidenschaftlicher Verehrer der Tonkunst, plagte das arme Geschöpf von seinem vierten Jahre an mit dem Pianofortespiel. Stundenlang mußte sie am Instrumente sitzen und Fingerübungen spielen, da half kein Bitten, kein Bethuern, daß es ihr zu schwer, daß sie keine Lust dazu habe; keine Bitte, mit andern fröhlichen Kindern sich im Freien umhertummeln zu dürfen, wurde erhört; sie mußte vor dem ihr verhassten Clavier sitzen bleiben. Die Finger bekamen

durch angestrengte fortgesetzte Uebung die verlangte Fertigkeit, das Zusammenspiel wahr fehlerfrei, aber der innere Ausdruck, die Seele fehlte, kein Aufschwung eines begeisterten Gemüths durchzuckte ihr Spiel. — Und bei dieser Erziehung, bei diesem gewaltsamen Zurückdrängen allen natürlichen Frohsinns, war es wohl nicht anders möglich, als daß ein Wesen entstand, wie Cäcilie, deren Eltern in ihrem Wahn nichts verabsäumt glaubten, ihr Kind mit allem ausgestattet zu haben, was für eine junge Dame ihres Standes nothwendig sei. Mit andern Worten, sie zu einem begehrenswerthen Artikel gemacht zu haben, der den zu Theil würde, der das vollwichtigste Vermögen in die Waagschale zu legen vermöchte.

Als Cäcilie das Alter erreicht hatte, sich in der Gesellschaft zu zeigen, hörte der vorige Zwang auf, um einem vielleicht noch niederdrückenderen Platz zu machen. Wurde sie früher in kindlichen Spielen beschränkt und von jedem Erguß jugendlichen Frohsinns fern gehalten, so sollte sie jetzt im Gegensatz alles ausbieten, durch ihre Schönheit, ihren Geist zu glänzen, den man nie werth gehalten hatte, sich entwickeln zu lassen. Täglich mußte sie von ihrer Mutter die Ermahnung hören: alles daran zu setzen, eine gute Partie zu machen, da bei etwaigen baldigem Ableben des Vaters kein Vermögen vorhanden und nur dürstige Pension zu gewärtigen stehe. Das schien dem geplagten, in Fesseln gelegten Mädchen doch zu viel, so süß, so schmeichelnd die Mutter ihr auch alles vorzumalen trachtete. Cäcilie hörte sie ruhig an, sie war längst entwöhnt, Einwendungen zu machen, aber der Entschluß entstand und reifte in ihrem Herzen, sich nicht verkaufen zu lassen, sondern in dieser einzigen, sie selbst und ihr ganzes Lebensglück betreffenden Angelegenheit nur ihr Herz sprechen zu lassen.

So betrat sie die Gesellschaft und huldigend sah sie bald die ganze junge Männerwelt sich um sie schaaren. Ihr Herz zog sich beleidigt aus der Gesellschaft zurück. Sie war nie ein heiteres, lebensfrohes Kind gewesen, wie sollte jetzt, da der Ernst des Lebens sich nahte, Heiterkeit und Muthwille aus ihren Augen strahlen. Von den Damen ihrer Schönheit wegen beneidet, wurde sie nicht zu freundslichem Entgegenkommen aufgemuntert. Nur

eine machte eine Ausnahme. Anna Drieberg, ein heiteres, nicht eben hübsches Mädchen, ließ sich von Cäcilien's anscheinender Kälte nicht abstoßen, sie fand sich als Trabantin der schönen Cäcilie nicht ganz übersehen und fühlte wirklich nach und nach eine rege Theilnahme für dieselbe entstehen, die von der andern artig aufgenommen, aber nur kühl erwiedert wurde. Cäcilie schmachtete darnach ein Wesen zu finden, Mann oder Weib, das war ihr bisher ziemlich gleichgültig, dem sie den vollen Erguß ihrer immer und immer zurückgedrängten Gefühle weihen könne. Anna war nicht dies Wesen, das fühlte sie; im Suchen darnach glaubte sie einen Fehlgriff zu thun, also überließ sie es dem Zufall. Doch die Gewißheit trug sie als Hoffnungsanker mit sich, daß endlich der Moment eintreten müsse, wo sie allen Zwanges frei, sich an den Busen der Liebe und Freundschaft werfen werde mit dem Ausrufe: „jetzt bin ich erlöst!“ —

Seit ungefähr zwei Monaten kannte Edmund von Stein Cäcilien. Er hatte ihre Bekanntschaft in einer Gesellschaft des Präsidenten gemacht und obgleich er seiner etwas schwachen Brust wegen nicht tanzte, so hatte er sich doch dem schönen Mädchen vorstellen lassen und auch das Haus der Familie Malten besucht, wo er von Cäcilien's Eltern mit günstigen Augen betrachtet wurde. Edmund war Assessor und besaß ein ansehnliches Vermögen, dabei galt er als fleißiger und höchst solider junger Mann. Mit dem Auge der Liebe hatte er Cäcilien's Stellung ziemlich richtig erkannt, er hatte sich bescheiden mit aller Feinheit eines tiefen Gemüths der Jungfrau genähert. Cäcilie hatte diese Annäherung geduldet, ohne ihn zu ermuthigen, sie achtete ihn, sprach sogar freundlicher mit ihm als mit den andern Herren, die sich ihre Gunst rühmen durften, im elterlichen Hause empfangen zu werden, aber das war auch alles. Keins jener Anzeichen, die ein erhöhteres Interesse für eine Person verkünden, erschien auf den sich gleichbleibenden Zügen der ruhigen Cäcilie, deren Aufrichtigkeit für Kälte und Herzlosigkeit gehalten wurde. Sie konnte Assessor Stein nicht lieben. Sie hätte eine Schwesterliche Zuneigung für ihn fühlen können, aber er war nicht der Mann, der sich damit begnügte. Die Innigkeit seiner Liebe verlangte wenigstens

einen höhern Grad der Zuneigung, als der ihm gebotene.

Jetzt sollte mit Felsing's Erscheinung auch für Cäcilien ein neues, bisher kaum geahntes Leben beginnen. Hatte er schon am ersten Abende auf den Ballen ihr mehr Worte und Gedanken zu entlocken vermocht, als jeder andere, der rhetorische Floskeln und fade Complimente genug verschwendet hatte, eine Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen; so hatte er auch von diesem Augenblicke an, mehr als irgend etwas, ihr Denken in Anspruch genommen. Felsing hatte nicht verfehlt, seinen Besuch in Cäcilien's elterlichem Hause zu machen, wo er freundlich aufgenommen und um öftere Wiederholung gebeten wurde.

Hier im einfachen geschmackvollen Hauskleide war ihm Cäcilie als das schönste, liebreizendste Bild der Häuslichkeit entgegengetreten, er hatte die flammende Röthe bemerkt, die bei seinem Kommen ihr Gesicht überflog, und selbst der welt- und frauenkundige Felsing hatte einen Moment des Verstummens. Er hätte das Knie beugen mögen vor der Gewalt weiblicher Würde und Unschuld, die ihm hier erschien. Doch nur einen Moment konnte Felsing außer Fassung gerathen, und schnell hatte sein durchdringender Verstand die Macht über ein Gefühl, das er nicht aufkommen lassen wollte, das er verläugnet, mit dem er schon oft gespielt hatte. Aber die vollständigste Befriedigung seiner immensen Gierlichkeit konnte er sich nicht versagen, er öffnete alle Schleusen seines Geistes und blendete durch seine Sprache, die mit dem volltönendsten Organ den Weg zum Herzen bald fand. Dabei legte er eine Nonchalance an den Tag, die keine Ahnung von seinem versteckten Egoismus aufkommen ließ. Bei seinen wiederholten Besuchen stieg er immer mehr in der Gunst der Eltern, die von seiner überaus feinen, doch nicht gesuchten Toilette, seiner ganzen gentilen Erscheinung auf einen vermögenden Mann schlossen und deshalb kein Hinderniß in den Weg legten, der ihre Cäcilie zum Glück führen sollte. Felsing war ebenfalls Assessor, er war noch jung und bei seinen Geistesgaben, der Gunst, die er allenthalben genoß, konnte es nicht fehlen, daß ihm eine glänzende Carriere offen stehe.

Bei Cäcilien hatte der göttliche Strahl der Liebe ein Wunder bewirkt. Sie war heiter geworden,

Felsings Vorhaben war ihm geglückt, er hatte seiner „Galathea“ den vollsten Pulschlag des Lebens eingehaucht, er hatte seiner Vorherjagung gemäß, eine Leidenschaft in dieser Marmorbrust erweckt, deren Tiefe und Größe er vielleicht nicht geahnt hatte.

Felsing war eine hervorragende Erscheinung, die durch äußere vortheilhafte Körperbildung die Blicke auf sich zog. Von schlanker und kräftiger Gestalt mit dunklen sprechenden Augen, jenem satirischen Munde, der oft die herbste Wahrheit mit lächelnden Lippen ausspricht, mußte er Interesse erwecken. Seine Ironie verschonte auch Cäcilie nicht, aber gerade der Tadel, der öftere Widerspruch, den sie von ihm erleiden mußte, hatte dazu beigetragen, ihn in ihren Augen zu heben, sie vertraute vollständig seinem Urtheil und hätte nicht einer einmal von ihm ausgesprochenen Meinung entgegenzuhandeln vermocht. So war er ihr weit gefährlicher, als der feinste Schmeichler und die Leidenschaft, die sie schon erfüllte, wuchs mit jedem Tage. Kaum hatte Felsing gehört, daß Cäcilie das Clavier spiele, als er auch seine Geige mitbrachte und sie begleitete und was keinem Lehrer, was nicht den Vater gelungen war, ihr das geringste Interesse dafür einzulößen, gelang ihm. Jetzt erst kam Empfindung in das übrigens meisterhafte Spiel und die sonst, wie irgend etwas gehasteten Stunden die sie mit Spielen zubringen mußte, wurden ihr nun die des süßesten Genusses. In den Tönen durfte sie ja die innersten Gefühle des Herzens sprechen lassen, sie durfte ihm so sagen, was sie sich mit Worten kaum zu gestehen wagte.

Und Felsing? — liebte er Cäcilien? — dies ist schwer zu sagen. Aber er gefiel sich darin, eine solche Umwandlung zu bewirken, er läugnete sich selbst ein tieferes Gefühl für sie ab und gab scherzweise Stein, der ihm Vorwürfe über seine öfteren Besuche machte, die Antwort: „laß mich doch, ich erziehe sie für Dich!“ —

Stein schwebte oft eine Warnung auf den Lippen, aber er wußte nur zu gut, daß dies Cäcilien's Leidenschaft mehr entflammen, als sie zurückhalten würde. Ihm entging die nur allzu sichtbare Veränderung in ihrem ganzem Wesen nicht, und sein verwundetes Herz zog sich oft krampfhaft zusammen.

Eines Tages, als Felsing Cäcilien wider Vermuthen nicht zu Hause getroffen, kam er in ziemlicher Aufregung zu Stein, der es endlich wagte, ihn zu

fragen, wenn er denn gesonnen, Cäcilien zu heirathen. Felsing sah ihn überrascht an und erwiderte schnell: „wie magst Du so prosaisch fragen, verschone mich mit solchen Alltäglichkeiten, oder — hast Du vielleicht Auftrag erhalten, mich danach zu fragen, was jeder besorgten Mutter erster Gedanke ist, deren Tochter Besuche von jungen Männern empfängt?“

Stein war verlegt über diese Sprache, er schwieg und von diesem Tage an wich er der Gesellschaft des ehemaligen Freundes aus.

Seine plötzliche Verziehung nach einer andern Provinz kam seinem Vorhaben entgegen, und er verabschiedete sich von dem herrlichen Mädchen, das in seinem Wahn besfangen kaum ein freundliches Wort für den Scheidenden hatte.

Felsing fühlte eine Last von sich genommen mit dem Gehen des strengen Moralisten, wie er Stein immer zum Spott genannt hatte. Er setzte seine Besuche in Maltens Hause nur desto eifriger fort, wo jene schon erwähnte Freundin Anna Drieberg oft in seiner Gesellschaft war und sich mit den leichten Scherzworten, die er zuweilen an sie richtete, begnügte und Vergnügen in seiner Gesellschaft fand.

Anna's Vater, ein enorm reicher Partikulier, der früher Kaufmann gewesen und als Lebemann einen nicht gerade großen, aber gewählten Kreis von Tischgenossen um sich versammelte, die seine Manie kannten, sich als Protector junger Militairs, natürlich von Adel, verehrt, und gehuldigt zu sehen, konnte dem Drange nicht widerstehen, auch den Löwen des Tages, wofür Felsing allgemein galt, in seinem Hause zu empfangen. Obgleich Felsing's Scharföhr bald erkannte, mit weß Geisteskinder er zu thun hatte, so schlug er es doch nicht aus, diese Gesellschaft zu besuchen, wo die übrigen Theilnehmer an wohlbesetzter Tafel ihren Wig leuchten ließen und oft nach derselben der Herr des Hauses zu sein und seiner Gäste erhöhterem Amüsement Bank leate. Wohl flüsterte ihm sein Genius zu: fliehe, da es noch Zeit ist, doch täglich wurde diese Stimme, die ihn doppelt warnte, immer schwächer. Alle Zeit, die seine Arbeiten, er arbeitete ungemein schnell, frei ließen theilte er zwischen Cäcilie und der Gesellschaft im Hause des Herrn Drieberg, der den jovialen „Spottvogel“ der Spizname, den er wie jeder andre in der Gesellschaft empfing, kaum mehr entbehren konnte,
(Schluß folgt.)

Voss und Stolberg. *)

Die Uebersetzung der Ilias hatte die Veranlassung zu einer Verstimmung zwischen Voss und Stolberg gegeben, da des Letztern Eitelkeit gekränkt worden war in dem Gefühle, von Voss übertroffen worden zu sein. Auch war Stolberg keineswegs selbstverläugnend genug, um die offenen Mißbilligungen, welche Voss zur Kritik von Stolberg selbst aufgefördert unverhohlen aussprach, ohne Empfindlichkeit aufzunehmen. Das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen den beiden Männern Statt fand, wurde endlich ganz gelöst durch Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus; indessen war dieser Bruch tief in der verschiedenartigen Natur beider Männer begründet, welche eigentlich nie zu einander gepaßt hatten. Die Liebe zu Klopstock; zur Freiheit und Wissenschaft hatte beide in der Göttinger Zeit zusammengeführt, als sie beide dem Bunde gehörten; allein Stolbergs Liebe zur Wissenschaft und Kunst war so wenig ächt und wahr, als seine Liebe zur Freiheit. Ein Hang zur Coquetterie ist frühzeitig in ihm sichtbar; er zwang sich als ein Anderer zu erscheinen, als er wirklich war; dieses Gemachte in Stolberg durchschaute schon der schwärmende Lavater, und äußerte treffend: einer habe ihm Stolberg als einen Heroen und Hercules geschildert, er habe aber nie einen weichen, zarteren und wenn es darauf ankomme, bestimmbareren Menschen gefunden. Die charakterlose Bestimmbarkeit Stolbergs, verbunden mit der Coquetterie der Gesinnung, erklärt seinen Abfall von griechischer Schönheit, von der Freiheit und Wahrheit. Stolberg hatte zwar den Homer übersezt, er hatte Tragödien im Style der Alten zu schreiben verücht, in denen, wie im Timoleon, der Tyrannenmord mit Vorliebe behandelt ist, in denen Theseus als freier König im freien Volke auftritt; er hatte den Dornen der Logik Hohn lächelnd sich der Kofen gerühmt, die ihm sein Plato gegeben; aber dies alles hatte seine Gesinnung nicht berührt, seinem Charakter nicht die griechische Schönheit verliehen, ihn nicht aus der dumpfen Trübheit seines Gemüthes befreit. Davon gab er einen Beweis in der Art, wie er Schillers Götter Griechenlands auffaßte und beurtheilte (1788); der gräßliche Dichter, „der das Leben in dem Phantasus so enthusiastisch gepriesen hatte, der es behauptete, daß die Begeisterung den Dichter seines Ichs entäußere, und daß man Zeus, nicht aber den Sänger seines Gefanges zeihen müsse, zieht mit armseligen

*) Der neuen Ausgabe der Voss'schen Werke (Veitgiz, Immanuel Müllers Verlag) entnehmen wir aus dem ersten, die Biographie enthaltenden Bande S. 203—221 folgende Aufklärungen über das Verhältniß des Grafen Stolberg zu Voss, welche von allgemeinem Interesse sein dürften.

Realismus diesen Dichter einer Sünde, der sich mit dem Fluge der Einbildungskraft zu den „Wesen aus dem Fabelland“ zurücksehnt und diese Welt gläubig belebt im Bedürfnisse des Dichters, der lieber in der Jugend der Welt weilt, die Hülle der Dichtung um die Wahrheit zu winden wußte, als in der prosaischen Zeit, die in der Natur das Gesetz der Schwere steht und in Gott ein Wesen verehrt, zu dem die unendliche Kluft wieder ein halber Gott ausfüllen muß.“*) Der Graf, welcher für die Griechen zu schwärmen schien, der den Homer groß und lieb nannte, ruft in seinem Manifest über Schillers Götter Griechenlands aus, daß er lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein als ein solches Lied gemacht haben wollte, spricht von den Spielen der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verbunden habe, und betrachtet die griechische Kunst mit solchem schwächlichen Pietismus, daß er an den Statuen „der heidnischen Künstler auch auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine schwarze Wetterwolke den Gedanken des Todes schweben sieht.“ Dafür wurde er denn, wie eine Kenie Schillers sagt, von dem Parnasse gejagt und kam dafür in das Himmelreich.

Sein Abfall von der Freiheit ist so schände wie der von der Begeisterung für die Griechen; jedoch er fiel eigentlich nicht ab, denn er war nie frei gewesen, wie er sich nie liebevoll an die Griechen hingegeben, sondern nur die Befriedigung seiner Eitelkeit in der Beschäftigung mit der griechischen Literatur gesucht hatte. Die Art der Freiheitsbegeisterung, wie Stolberg sie besaß, hatte er aus Klopstocks Umgange gewonnen; in seinen Gedichten und mit Worten sehnt sich der Graf für das Vaterland zu sterben; er starb im Schooße der römischen Kirche; — er steht seine Enkel gegen die Tyrannen wüthen; er selbst wüthet bald nachher gegen die fränkischen Freiheitskämpfer; — aus seinem Patriotismus spricht die Eitelkeit der hohlen Gesinnung; „wenn er in seiner Jugend sein Vaterland flücht, so soll der Welt erstaunen, denn er fühlte sich seines Vaterlandes Sohn, dessen Jünglinge Blitze Gottes sind, er süßte sich neben Büraer früh auf dem Pfade des Ruhms, ja am Ziele dieses Pfades!“**) Er war eitel genug sich zu den Blitzen Gottes zu rechnen, er, der den wahren Gott durch seinen Uebertritt zum Katholicismus verleugnete! Die Art der Freiheit, welche Friedrich Stolberg mit seinem Bruder Christian wollte, hat späterhin Voss vortrefflich gezeichnet. Bei dem Vernunftrechte, dessen Sieg über das Schwertrecht Klopstock ihnen (1773) weissagte, dachten die Stolberge sich abliches Vorrecht, das

*) Servinus V, 51; vgl. auch Brug, der Göttinger Dichterbund, S. 391, 392.

**) Vgl. Servinus V, S. 48.

ehemals mit dem Schwertrecht, jetzt vernunftmäßig erkämpft sei. Sie wollten nicht gleiches Gesetz und Recht, sondern Beschränkung der Obermacht durch Geburtsadel, Freiheiten der vornehmen Geschlechter, Oligarchie. Der Geist der Zeit, der die Fesseln abzuwerfen strebte, riß sie eine Weile mit fort, daß sie für die Freiheit des unadelichen Amerika glühten, Franklin und Washington verehrten, über den Anfang der französischen Revolution jubelten. So hatte Friedrich Stolberg seine Freude an der Beschränkung des Thrones in Frankreich ausgeprochen; er hatte am 30. Juli 1789 an Voß seinen Jubel geschrieben über den hellen Tag der Freiheit in Frankreich, „nachdem er die Erstürmung der Bastille, die Errichtung der Nationalgarde, die Entfernung der Truppen und die ersten Ermordungen vernommen hatte. Aber sobald man am 4. August die Lehnrechte und Privilegien des Adels aufhob, erkaltete Friedrich Leopold. So lange schwärmte er also für die Freiheit, als sein Egoismus nicht bedroht wurde. Den Ansichten, welche Voß im Jahre 1792 in seinem „Gesange der Neufranken für Gesetz und König“ ausdrückte, setzte Stolberg die Meinung entgegen, welche eine genügende Vorstellung von der Beschaffenheit seines Freiheitsinnes giebt, daß der Adel ein edlerer Menschenstamm von eigenem Ehrgefühl, erhaben über die niedrige Denkart der Unadlichen und dadurch zu Vorzügen berechtigt sei. „Wer, Teufel, rief er, kann uns nehmen, was unser ist?“ „Wer's euch gab, sagte Voß: die Meinung.“*)

Aber für Stolberg war derjenige ein Jacobiner

*) Bei dieser Gelegenheit machte Voß die Distichen: Solere nennst Du die Söhne Gewappneter, die, in der Vorzeit,

Jugend des Doggen vielleicht adelte, oder des Wolfs? Was Dich erhebt vom Adel, die edlere Menschlichkeit, schmähst sie,

Als unadlichen Land. Nenne sie Adliche, Freund.

Ihr stielte auch im „Junfer Romd“ ein ländliches Bild des menschenverachtenden Geschlechts auf, und ruft aus in der Schrift: „wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“ S. 19: „welcher Stand war's in Deutschland, der zuerst von rohen Befehdungen gezwängt sich aufdrang zu Ordnung und Gesetz, durch Gewerbiamkeit, durch Kunst und veredelnde Wissenschaft? Und welches Standes sind die, welche noch jetzt nach dem Marke des Landes lustern, als geborne Fenster des Staats und der Kriegsmacht sich vordrängen den Tüchtigen? welche, sich selbst entfremdend in ausländischer Ueppigkeit, das Volk auslaugen und ihr Kauderwelsch als Herrensprache, unser Deutsch als Sprache der Dienstbarkeit behandeln? welche, damit Stellen genug sein für die Ibrigen, dem Volk ungeheure Hofhaltungen, Marställe, Jagden, Kriegsheere aufbürden? und die nöthigen Aemter der Volkspflege durch Mangel und Herabwürdigung verkümmern? Forcht in Frankreich, in England, in Amerika, welcherlei deutsche Namen man dort achtet und welches Geschlecht ihnen lächerlich ist in seiner barbarischen Unwissenheit und Unmaßung. Woher denn kommt alle Macht und Ehre des Staates? und woher der Verfall?“

und sollte die anwachsenden Gräuel in Paris verantworten, der Erbverdienst und erbliche Vorrechte für einen wohlgeordneten Staat schädlich hielt. Seine Ode, „die Westhunen,“ wie er die Franzosen nannte, welche nicht Franken heißen sollten, weil seine Mutter eine Gräfin Castell aus Franken war, in welcher der auswandernde Adel „die fliehende Unschuld“ genannt wird und die Deutschen beschuldigt werden, sich der französischen Greuel mitzufreuen, diese Ode fand Wieland, nach Vossens Bericht, toll und Herdern erschien sie unsinnig.

Wenn ein Mann von schwankendem Wesen, von so unfreier Gesinnung wie Stolberg, endlich in dem Katholicismus sein Heil sucht und die Religion der Vernunft und des freien Denkens verläugnet, so wird uns dies nicht Wunder nehmen. Der Keim zu diesem Abfalle war frühzeitig in Stolberg durch Lavater entwickelt worden, der durch seine schwärmerische Glaubensseligkeit, durch sein phantastisches, adelstolzes Christenthum Stolbergs Gemüth gefangen nahm. Der Standpunkt Lavaters aber, welcher, wie er an den berühmigten Feufelbanner und Wunderthäter Gafner schrieb, nichts weniger bedurfte als eines unmittelbar verbundenen Christus, und sich also in seiner religiösen Ueberzeugung ganz der eignen Arbeit und denkenden Vermittelung zu überheben suchte, ist dem Katholicismus sehr nahe verwandt. Nach dem Aufhalte bei diesem Manne, im Jahre 1775, ließ Stolberg im deutschen Museum von 1776 einen Brief an Claudius „voll Posaumentons für den unvergleichlichen Lavater,“ gegen „die Schulweisen, die ungehorsam dem Glauben viel schwagen von Menschenliebe,“ ja gegen alle, die an Lavater Flecken jahn, erscheinen, ein Brief, durch den auch Lessing in dem frühzeitigen Genie Wurmstich erkannte. Zwar hoffte Voß, wie er 1785 an Miller schreibt, daß Stolberg allmählig von seiner früh eingepprägten Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinne zurückkommen solle, da Lavaters letzte Schritte unvermerkt dazu beitrugen, ihm und andern redlich Gesinnten unvermerkt die Augen zu öffnen. Es war indessen verhängnißvoll für Stolberg, daß im Jahre 1788 seine liebenwürdige Gattin Agnes starb, und er sich darauf, als dänischer Gesandter in Berlin, mit Sophie von Neder verheirathete. Eine Reise nach Italien, die er im Jahre 1791 mit seiner Gemahlin und Nicolovius, ehe er in Gatin die erledigte Präsidienstelle antrat, unternahm, gab für seinen Abfall zum Katholicismus den Ausschlag. Nicht der klassische Boden zog ihn nach Italien, „sondern ein dunkles Sehnen nach dem Hauptstze jener Religion, die, nach seinem Briefe an Lavater, ihm immer so ehrwürdig war, daß er bei Besung des Liedes, worin Lavater deren Gebräuche pries, zu jeder Zeile sein herzliches Ja und Amen sagte.“ Er ging über Münster und trat hier in den Kreis der Fürstin Gallizin ein,

welche in dem Umgange mit dem philosophischen Gemüthhuyß, dem Sohne des berühmten Philologen eine freigeistige Richtung genommen, aber in Folge der Unbefriedigung eines verfehlten Berufes, der Erschöpfung mißbrauchter Kräfte, in Folge von Kränklichkeit und Hypochondrie, ihrem Gotte „das Opfer ihres Verstandes gebracht hatte.“*) Er verweilte in dem Hause der Galligin dritthalb Tage; in einem Gedichte, das im Musenalmanach von 1794 erschien, nennt er die Fürstin eine Gesegnete des Herrn und wünscht von ihren Schwingen zur ewigen Sonne (des Katholicismus) empor gehoben zu werden. In Turin „ergreift ihn heiliges Grauen beim Eingange in die Kapelle des heiligen Schweifstuches,“ er empfindet in Rom einen Schauer von Feierlichkeit bei dem asterchristlichen Gaukelspiel, wie der Papst nach vollendetem Gottesdienst auf einem hohen Thron aus der Kirche getragen wird. Ein roher Glaube an Wunder verdunkelt seinen Verstand; er kann für die Vorstellungen der Kirchenväter von Mark Aurels Donnerlegion und den Großflammen bei Julians Tempelbau eifern, und wer ihm nicht beistimmt, ist ein „getaufter Feind des Christenthums“ und hat „Köhlerungsglauben;“ er konnte später die an einer Nonne geoffenbarte „Abarmherzigkeit Gottes“ preisen und erzählen, daß die Nonne die Wundermale des Heilands an Seiten, Händen und Füßen und alle Stiche der Dornenkrone um die Stirn trage. Daß ein solcher Mann frühzeitig Aufklärung, Denkfreiheit und Protestantismus haßte, läßt sich erwarten. Man hörte in Stolbergs Umgebung die Worte: daß der Protestant nur Negatives, nichts Positives, Unglauben statt Glauben habe, daß er den Fürsten zuletzt ihr Recht abprotestire, wie dem lieben Gott seine Gottheit, wenn man ihn nicht bei dem Buchstaben des Augsburger Bekenntnisses festhalte. Der Denker ist dem Grafen ein Gottesleugner.

Die außerordentliche Verschiedenheit der beiden Männer, Bossens und Stolbergs, von denen der eine nüchtern im Urtheil, voll Streben nach Wahrheit und Freiheit, der andere ein schwankender Gefühlsmensch und unklarer Kopf war, konnte eine Freundschaft nicht lange bestehen lassen, und Boss hatte durch den Grafen außerordentlich viel zu leiden. So lange Stolbergs erste Gemahlin, Agnes, lebte, wurden die Mißhelligkeiten der beiden Männer immer bald wieder beigelegt, und Boss nährte auch späterhin, als sich Stolbergs Geist immer mehr verdunkelte, noch die Hoffnung, das alte Verhältniß könne zurückkehren; auch zeigte sich zuweilen Stolberg in alter Herzlichkeit. Aber der Fanatismus, wie er überhaupt die Menschlichkeit von sich ausschließt, zerstörte auch die Freundschaft. Tief mußte Boss gekränkt werden, als

*) Servinus V, 310

Stolberg, der von einer Reise sich einen papistischen Hauslehrer mitbrachte, die Erklärung an Boss abgab, er könne seine Kinder nicht mehr in Bossens Schule lassen, da bei der Erklärung der Alten so manches vorkomme, was seinen (Stolbergs) Grundsätzen zuwider sei; so ungern er Boss fränken wolle, seine Kinder müsse er retten, denn durch die Anhänglichkeit der Kinder an Boss werde sein Gift nur noch gefährlicher. Und dieses Gift bestand in nichts anderem, als daß Boss gelehrt hatte, wie die Menschen, je verständiger und besser sie geworden, sie sich auch die Gottheit immer weniger unvollkommen gedacht hätten. „Abraham, Isaak, Jacob, Joseph, hatte Vñ gesagt, mit mancher tadelnswürdigen Eigenschaft, waren gut nach Begriffen der Zeit, wie Salomon der weiseste Fürst, weil er Räthsel zu lösen wußte; als Beispiele der Nachahmung werden sie uns nicht aufgestellt. Abraham meinte es gut, da er auf eine Eingebung, die ihm göttlich schien, auf eine Stimme, wie es ihm vorkam, ein Gesicht, einen Traum, — den eignen Sohn schlachten wollte. Aber die That selbst war nach reineren Begriffen nicht gut; und das höchstgute Wesen, das wir Gott nennen, kann nichts anderes befehlen, als was gut ist; nur morgenländischer Sklavensinn kann wähen, des Sultans Befehl mache das Böse gut, das Unrecht recht, weil er Herr sei.“ In dem Commentar zu Virgils Georgica (1,502) hatte Boss, „jüdische Vorstellungen vom Paradies, Gottes Zorn, Abbüßung durch Opfer und Gebräuche, mit ähnlichen der griechischen Kinderwelt verglichen und entschuldigt; deshalb konnte Stolberg den Vorwurf machen, daß Boss bei Virgil so häufig gegen die Religion rede. Boss rief dem Manne, dessen schwankende Gesinnung zum Katholicismus sich neigte, eine „Warnung“ zu, ein Gedicht, das von dem kraftvollen, redlichen Sinne und unummwölkten Blicke Bossens ein herrliches Zeugniß ablegt; freie Forschung nach Wahrheit, sagt der edle Mann, ohne Rücksicht auf die Hemmung des Geistesflugs durch Papst oder Tyrann, und die Ausübung des Rechts mit reiner Seele,

Das allein schafft heitern Blick zur Gottheit;
Das allein Gleichmuth, wenn im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwält, wenn gebäumt von Sturm-
wind

Toset die Brandung.

Nicht möge der Freund, der zum Licht zwangloser Vernunft von Luther miterkämpft, der ein Forscher der Offenbarung, ein im Anhauch griechischer Lust gehobener Adler der Freiheit sei, sich dem unmenschlichen Frohne grauser Hildebrände demüthigen, sich nicht als Pfaffenknecht dumpfem Glauben verpflichten, sondern der Priesterzusage mißtrauen. Und die edle Gesinnung, die hier sich ausdrückte, konnte Stolberg in rohem Fanatismus so verkennen, daß er späterhin

in seiner Religionsgeschichte Jesu,*) als reis gewordenener Papist, die thörichten, lächerlichen Worte braucht: „nur seine Kirche biete die Gnadenmittel; kein Andersmeinender habe Ansprüche auf Seligkeit, am wenigsten der Verfasser der Warnung; denn ärger und gefährlicher als Gott und Unsterblichkeit läugnen, sei dessen „im Staube seiner Schule“ ergrübelter und mit entwandtem Reize der Offenbarung geschmückter Unglaube.“

Am drückendsten für Voß war der Gedanke, daß Stolberg bei seinen entschieden papistischen Gesinnungen noch evangelischer Consistorialpräsident sein könne. Als er daher von Stolbergs Schwester im August 1800 erfuhr, Stolberg sei öffentlich Katholik, war, wie er an Miller schreibt, sein und seiner Gattin erstes Gefühl ein herzliches Gottlob. Aber in seiner Hoffnung, daß Stolberg seinen evangelischen Kindern freie Wahl lassen werde, täuschte er sich, denn alle Kinder traten zur Religion der Unfreiheit über, mit der einzigen Ausnahme der an Grafen Ferdinand zu Stolberg-Bernigerode verlobten, ältesten Tochter Agnes. Der eine Sohn ward später sogar Jesuit.

Nur noch kurze Zeit nach seinem Uebertritt zum Papismus blieb Stolberg in Göttingen. Voß vermied es mit ihm zusammenzukommen. Als Stolberg die Nachricht von der Geburt eines Sohnes gab, schrieb ihm Voß: „halte den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann. Segen dem Gebornen!“ Worauf Stolberg erwiderte: „dieses Wort von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich in dieser Welt war ein freundliches. Es ging nicht verloren. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie über die liebe Ernestine und die Ihrigen!“ Wir begreifen nicht, wie ein Mann, der dieses schrieb, späterhin Worte über Voß schreiben konnte, wie die aus der Vorrede der Religionsgeschichte angeführten!

Das Beispiel Stolbergs, des Reichsgrafen, des Dichters blieb nicht ohne Einwirkung auf die Menge. Namentlich suchte aber Stolberg durch seine Geschichte der Religion Jesu, zu deren Abfassung er von dem Herrn von Droste aufgefordert wurde, für den Katholicismus zu wirken. Er machte die Kirchengeschichte zu einem katholischen Erbauungsbuche und versuchte „durch ein Gemisch bald mißgedeuteter, bald undeutlicher, bald unächter Excerpte, umnebelt mit Heiligen-legenden und Wundersagen seine einmal gewählte Annahme des römischen Kirchenglaubens wie Ueberzeugung aus der Geschichte zu rechtfertigen.“ Stolbergs Name wurde für diejenigen, die der römischen Hierarchie häufiger als je sich in die Arme stützten, ein Panier; an seine Religionsgeschichte lehnte sich späterhin des gleichfalls abtrünnigen Fr.

*) Briefe I, S. XVII - XX. Vgl. Voß, wie ward Fr. Stolberg ein Unfreier, S. 35.

Schlegels Philosophie der Geschichte an, die den Standpunkt unserer gewonnenen Bildung gänzlich verläugnet, in der die alte Welt behandelt wird wie von einem Theologen des 17. Jahrhunderts. Stolberg seinerseits fuhr fort für hierarchische und aristokratische Zwangsherrschaft zu wirken, und sein Aufsatz in Adam Müllers Staatsanzeigen über den Zeitgeist (1818) rief den Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, rief Voß unter die Waffen. Ihm hatte der Geist zugerufen: „steh auf gegen die schlängelnde Brut der Finsterniß! Zener einst werth geachtete Mann, der, abfallend von der Wahrheit, abfiel von dem Wahrheitsfreund, er prahlt vor der Welt, nach siebenjähriger, täglich mit Gebet begonnener Prüfung hat er den Glaubensvorschriften des römischen Stuhls gehuldigt. Er lästert blind seiner Väter und Freunde Religion, in deren Inneres, des Lichts und des Rechts Heiligthum, der Lichtscheue nie eindrang. Er lobpreiset blind, als Gottes Tempel, die Vorballen der Ablaßkrämer, der Opferer, der Pharisäer und weiß nicht, im innern Heiligthum sei dort wie bei uns und den griechischen Glaubensbrüdern das ewige Licht altkatholischer Christuswahrheit. Zeige der Welt, daß, schwach an Urtheil, unfähig erhabener Gefühle von Gott, von Seligkeit, von christlicher Menschenliebe, der Mann ausgebe für Prüfung ein unstättes Schwanken seiner stürmischen Phantasie. Zeige die fesselnde Leidenschaft, an der eine schlaue Verlockerin ihn allmählig fortzog unter die entweihte Tempelballe wie ein folgloses Opfertier. Damit seinem unfinnigen Frevel am gemeinsamen Heiligthum der ursprünglichen Christusreligion, damit seiner tobenden Wuth gegen gemeinsames Menschenwohl Einhalt geschehe; wohlan, enthülle die unlautere Leidenschaft, die ihn, wie den erstgefallenen Engel, entwürdigte — den Hochmuth. Dieser in fremde Demuth gehüllte Hochmuth hat, unmittelbar nach seinem noch verheimlichten Abfall, in stolzer Vermeislichkeit gedroht mit Kaisern und Königen, und sich nicht entblödet, Deutschlands Vorstehern und Gesetzgebern, wosern sie Rücksicht nehmen auf des Zeitgeists Verlangen nach zeitgemäßer Besserung, dürstigen Sinn vorzuwerfen, süßame Feigheit und falsche Scham. Du warne vor dem Bischen der schlängelnden Eigenschaft die weiten, der Zeit und der Vorzeit kundigen Anordner Deutschlands und die Hüter der heiligen Fürstenmacht, die auf heiligen Gemeinwohl ruht.“*)

Voß folgte dem Rufe des Geistes und schrieb für die Freiheit im Denken und Leben die Schrift: wie ward Friz Stolberg ein Unfreier? welche in Paulus Sophronizon (drittes Heft) erschien, und machte in derselben klar: „wie Stolbergs in Vorurtheilen er-

*) Voß, Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, Stuttgart 1820, S. 128.

zogene Phantasie, Selbsturtheilenden gram, Nachahmenden zugeneigt, auf Herkommen, Förmlichkeit und Gepräng haltend, früh an Lavter sich erhitzte gegen evangelische Denkfreiheit und nach Abschaffung der französischen Lehnrrechte, bei Berlins mystischen Hofweisen gegen gesetzliche Staatsfreiheit auflebte; wie er hierauf, von der Fürstin Gallizin geleitet, Zwangsherrschaft in Kirch' und Staat immer nothwendiger und begehrlischer fand und endlich aus dem Freischeinenden ein Unfreier ward.“*)

Voß hatte in seiner Schrift gegen Stolberg, um dessen Abfall von Wahrheit und Freiheit recht klar zu machen, die persönlichen Verhältnisse des Grafen nicht unberührt lassen können, ein Umstand, der, wie er voraus sah, ihm von Manchen den bittersten Tadel zuzog. Stolberg selbst nannte in der von ihm verfaßten Schrift: „kurze Abfertigung der langen Schmähchrift des Hofrath Voß,“ diesen einen böshafsten Verläumder und Wideriacher, und von andern wurde ihm Neid, Groll und Verrath vorgeworfen. Ein Herr von Druß fet suchte darzuthun, daß wohl hauptsächlich der Eindruck von Voßens Schrift den Tod Stolbergs veranlaßt habe. Edler dachte die Gräfin Sophie, welche bekannt werden ließ, daß Stolberg an einem organischen Fehler und nicht durch Gemüthsbewegung gestorben sei. Um dem Schelten und Wehklagen, das sich von vielen Seiten

*) Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, S. 131.

gegen ihn erhob, zu begegnen, schrieb Voß die „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse, Stuttgart 1820.“ Diejenigen aber, welche Voßens Schriften gegen Stolberg tadeln, statt sich in denselben des tapfern Kämpfers für Freiheit und Denken zu erfreuen, mögen das vortreffliche Wort des vortrefflichen Gervinus über Voß beherzigen: *) „er hing mit ganzem Herzen an der Bibel und an dem ächten Lutherthum, er schlang die häusliche Verfassung, die ihm lieb war, um das Universum, und sah im Himmel einen Vater, der uns künftig wieder, die Lieben zu den Lieben, häuslich versammelt. Bei darnm zu der Confession übergang, die hier ausschließende und lieblose Sagen predigte, der griff ihn damit in seinem innersten Herzen an, und sein Ausfall auf Stolberg war gleichsam eine späte Nothwehr seines ganzen Wesens, die immer jene zuerst zu verdammen pflegen, die die betreffenden Schriften nicht gelesen haben, am wenigsten aber die innern Bewegungen zu fühlen vermögen, die sein fester, steter und einfacher Freundschafts- und Religionsinn unter dem Schwanken und dem Fall des Freundes zu leiden hatte. Gut handeln war ihm schlechterdings die einzige Religion und sein kurzer Katechismus; mit ihm war er gleich gestimmt zur Duldung wie zur Intoleranz gegen Unduldsamkeit, und mit dieser hatte ihn Stolberg noch in der Zeit des persönlichen Verkehrs häufig gequält.“

*) Gesch. der deutschen Dichtung V. S. 69.

Die Insel Spikerooge. *)

Wangeroog, dat schone,
Spikeroog, de Krone,
Langeroog, dat Botterjatt,
Nordernei itt sik half man satt (ist sich halb nur satt.)

Wenn dieser alte plattdeutsche Reimspruch Spikerooge als die „Krone“ der vier Nachbarinseln bezeichnet, so meint er das wohl in Betracht der verhältnismäßigen Wohlhabenheit der kleinen Bevölkerung, welche die Badeindustrie, deren die Norderneier als nothwendiges Erwerbemittel bedürfen, entbehren kann. Deshalb hat sich auch bisher die hannoversche Regierung um die hiesige Insel als Badeort noch wenig oder gar nicht bekümmert,

*) Wir entnehmen diese Schilderung den von Julius Hammer im Feuilleton der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung“ mitgetheilten „Reisebriefen.“

während sie in dieser Hinsicht Nordernei auf kräftige Weise zu fördern bestrebt ist. Uebrigens ist es von allen Nordseebädern das älteste. Nachdem das erste deutsche Seebad überhaupt am Gestade der Ostsee zu Doberan im Jahre 1794 eröffnet worden war — in England waren die ersten Seebäder etwa 40 Jahre früher eingerichtet worden — folgte Nordernei im Jahre 1797. Die Badeeinrichtungen auf Wangerooge bestehen seit dem für dasselbe verhängnißvollen Jahre 1804, in welchem das Meer ein ansehnliches Stück der Insel verschlang. Wie Nordernei von Hannover, so wird Wangerooge von seiner, der oldenburgischen Regierung, der es in materieller Beziehung eine beträchtliche Last ist, fortwährend unterstützt. Ohne ihre Sorge für die Badeanstalten, wäre es die armseligste Insel, deren Beinamen des „schönen,“ auch wenn man den Kirch- und Leuchtturm mit in Anschlag bringt, wie baare Ironie klingen würde.

Was Spikerooge an Einrichtungen für Badegäste hat, ist allerdings in Vergleich mit Wange-

rooge und vorzüglich mit Mordernei, noch sehr dürftig, da es lediglich von den Bewohnern selbst ausgeht; aber das auf der einen Seite Mangelhafte wird anderseits zu einem nicht gering anzuschlagenden Vorzug für diejenigen, welche, fern vom leidigen Gesellschaftsleben, in stiller Abgeschlossenheit sich sammeln und erholen wollen. Wenn freilich der Gesellschaftsteufel, wie Mephistopheles dem Faust, der „Gejelle“ ist, den er „schon nicht mehr entbehren kann,“ der mag um Gottes willen nicht hierher kommen und ja nach Mordernei, Helgoland oder am besten nach Ostende gehen, wo er sich „durchs flache Leben schleppen“ lassen und nach Belieben „starren, zappeln, kleben“ kann. Er würde zumal hier Erquickung sich umsonst ersuchen,“ jene Erquickung, die dem civilisirten Barbarenthum angehört hat, ein Bedürfnis zu sein. Dabei will ich nicht leugnen, daß ich selbst auch manchmal Stunden habe, in denen ich etwas mehr Barbarei dieser Art hierher wünsche; doch gebe ich mir wenigstens Mühe, dergleichen Bestimmungen, als vom Teufel kommend, ehrlich abzubüßen.

Man zählt Spikerooge zu den sogenannten „einfachen“ Seebadeorten, d. h. zu denjenigen, deren Anstalten nicht auf Staatskosten getroffen werden. Damit scheinen die Einwohner auch ganz zufrieden; im Gegentheil wünschen sie es aus mehr als einem Grunde gar nicht anders. Der Hauptgrund ist, daß sie sich freier, selbständiger, ohne Bevormundung fühlen. Dann fürchten sie auch, wie man mir sagt, daß mit dem Aufschwung ihrer Insel als besuchten Modebades die harmlose Einfachheit ihrer Sitten beeinträchtigt werden könnte. Derartige Gründe verdienen gewiß hohe Achtung, auch wenn sie ihre Quelle mehr in einem natürlichen Instinkt, als in klarem Bewußtsein haben. Aber man würde sich täuschen, wenn man noch eine sehr wesentliche Ursache des passiven Widerstandes der Insulaner außer Acht lassen wollte. Dieser beruht nämlich zum großen Theil in der ihnen, wie den kleinen, einfachen Schiffergemeinden überhaupt, eigenen Schwerfälligkeit und Trägheit. Ich sage das nur in Beziehung auf die männliche Bevölkerung, welche auf festem Boden das Arbeiten gegen ihre Ehre und Würde zu halten scheint. Gleich den Wilden überlassen sie den Weibern die Geschäfte auf dem Lande, deren Gewinn behaglich mitzugenießen sie indessen ganz in Ordnung finden. Die Weiber plagen sich mit dem Hauswesen im weitesten Sinne genug, obgleich ihre Anstrengungen im Vergleich z. B. mit den Bäuerinnen auf dem Festlande immer noch sehr mäßig sind. Gegen Ueberarbeitung geschützt und vom kräftigen Odem des Meeres fortwährend erfrischt, bewahrt sich die weibliche Bevölkerung eine Feinheit der Gestalt und des Gesichtsausdruckes, die sehr angenehm auffällt. Auch ihre Füße sind klein

und wohlgebildet. Die Farbe des Haares ist meist ein helles Blond, dem die blauen friessischen Augen wohlthuend entsprechen. Man wird an frischen Thau auf Blumen erinnert, wenn Einen die jungen Mädchen mit ihrem unbefangenen, freundlichen, klugen und züchtigen Blick ansehen.

Die kraftvolle männliche Race hat das Gebiet ihrer Thätigkeit auf dem Meere. Auf dem Lande sind sie die Lazaroni des Nordens. Hier ist ihnen die Bequemlichkeit kaum bequem genug, wenn sie ihnen nicht die horizontale Lage gestattet. Dieser Eindruck empfängt von ihnen wenigstens der Süd- und Mitteldeutsche, deren norddeutsches Wesen überhaupt leicht ungesüß, spröde, starr, oft etwas mehr als ruhig erscheint. Nun vollends die Insulaner mit ihrem plegmatischen Gleichgewicht, dem selbst das Sprechen, wenn es über das Maß des Allernothwendigsten hinausgeht, besonders mit einem hochdeutsch Redenden zu viel ist. Die Heuernte, die sie jetzt zu besorgen genöthigt sind (das Heu ist beiläufig gesagt, sehr fein und von ungemein balsamischen Duft), würde sie manchen Seufzer kosten, wenn Seufzen ihre Sache wäre und sie bei ihrer starken Natürlichkeit ein sentimentales Auffassen der Dinge kennten. Dafür nehmen sie sich aber zu dem unumgänglichen Geschäft desto mehr Zeit, viel Zeit und noch einmal Zeit, wenn sie voraussehen, daß über kurz oder lang ein Regentag kommt, ehe sie das Winterfutter für ihr Vieh unter Dach haben. Schon seit geraumer Zeit sehe ich sie mit großem Vergnügen nach den Wiesen hin- und zurückkehren und auf ihren hohen Karren, denselben, mit denen die Passagiere von Bord geholt werden, mit einer Haltung oder vielmehr mit einer Haltunglosigkeit sitzen, welche das Sprüchwort: „es ist noch lange nicht aller Tage Abend,“ sinnbildlich ausdrücken zu wollen scheint. Ihr gekrümmter Rücken schilt das Eigen ein Laster. Mit den Menschen sympathisiren die Pferde; gewohnt, die beladenen Wippen Schritt vor Schritt langsam durchs Wasser zu ziehen, schreiten sie auch vor den leeren mit derselben gewissenhaften Behutsamkeit hin. Dabei ist es charakteristisch genug, daß nach dem hiesigen Sprachgebrauch niemals von „Gehen,“ sondern nur von „Loopen“ (Laufen) die Rede ist. Kein Wunder, daß, wenn das bloße Gehen schon für eine übertriebene Bewegung gilt, ein „Meiber“ (Mäher) seine Mühe nur gegen guten Tagelohn und Beföstigung à la Buttervogel in Immermanns „Münchhausen“ übernimmt. Er darf seinen Anspruch um so sicherer erheben, als es während des Sommers auf der Insel an Männern fehlt, denn außer einigen wenigen — ein paar Handwerker eingerechnet — ist alle erwachsene Kraft auf der See, weit von der Heimat.

Ja, auf der See, — da sind sie ganz andre

Leute, das wissen sie sehr wohl! Dort kämpfen sie mit Sturm und Wetter und allen Gefahren des gewaltigen Bewegungselements. Dort sind sie zu Hause, in der Wiege von Brettern, die der Tod hin- und herschaukelt. Ihm müssen sie jeden Augenblick ihr Leben abringen. Was lebendiges Pulssiren desselben ist, sagt ihnen der Pulsschlag des Meeres. Muß ihnen das Leben auf dem Lande nicht vorkommen, wie ein träumerischer Genuß des Einschlafens in weichen warmen Kissen? Muß ihnen da nicht jede Zumuthung, sich zu rühren, gewissermaßen unverkämmt dünken? Gestattet ihnen doch selbst die See, wenn sie schweigend träumt, das Dolce far niente des Lebens auf dem Lande. Das wurde mir schon klar, als ich unsern Fährmann sich nach mächtiger Hanthierung mit den Segeln, auf das Deck hinstreckend und, ein riesiges Butterbrod verzehrend, die großen, markigen, schönen Gliedmaßen behaglich dehnen sah. Der weißköpfige Alte saß unterdessen am Steuer und lachte uns aus rothem Gesichte mit hellen Augen an, wenn wir uns zu ihm wandten.

Wer nur einigen Umgang mit dem Meere gehabt, begreift, welchen dämonischen Zauber es auf solch' ein Schiffergeschlecht ausüben muß, dessen Traditionen, dessen freudigste und schmerzlichste Erinnerungen alle den bewegten, unsichern, immer drohenden und doch so geliebten Bahnen des weiten Oceans nachgeh'n. Der Knabe wartet sehnsüchtig auf die Zeit, wo er die Schule verlassen und confirmirt sein wird; denn dann geht's zu Schiff. Der Vater nimmt ihn mit, wenn er noch einen hat, oder der Bruder, wenn dieser noch lebt. Vielleicht sind aber beide bereits auf den wilden Bogen verunglückt, und oft wissen seine Angehörigen nicht, wo. Der kleine Kirchhof hier spricht eine eigene, wortfarge, aber desto bedeutendere, unheimliche Sprache. Eine Anzahl eingesunkener Grabhügel, — wenige Steine mit Inschriften. Man tritt an die eine hin und liest: „Ruhestätte des Jünglings und Schiffskapitans M. N., geboren zu Blankencie, verunglückt“ u. s. w. Auf einem morischen schwarzen Kreuze buchstabirt man mit Mühe einen weiblichen Namen heraus; dort wieder einen. Es ist lange her, daß Jemand begraben worden; der Todtengräber hat hier wenig zu thun. Die Leute von der Insel werden alt, wenn ihnen die See Zeit läßt, alt zu werden; und darauf haben die Männer keinen Anspruch. Für die meisten von ihnen ist der hiesige Kirchhof von Ueberfluß. Das wird dem kleinsten Knaben schon gesagt, und doch hat er heranwachsend keinen andern Zukunftsgedanken, als: auf's Schiff! auf's Schiff! Was mag in den Herzen der Mütter vorgehen, und die Gattin, mit wel-

chen Gefühlen nimmt sie von ihrem Manne Abschied auf lange Monate! Wenn er im Herbst zurückkehrt, welch' ein Wiederseh'n! Endlich bleibt er doch einmal aus, lange aus, für immer. Die Verlassene weint, ihre Knaben sitzen stumm und trüb in einer Ecke der niedrigen Stube; draußen aber rauscht das Meer das alte verlockende Lied, und die kaum gereisten Jünglinge folgen dem Beispiele des Vaters, wie dieser dem Beispiele des seinen, ebenfalls verunglückten, einst auch gefolgt war.

Fragen die Fremden ihre Hauswirthinnen nach deren Familienschicksalen, wie oft bekommen sie weinende Augen zu sehen und traurige Antworten zu hören. Die Frau, in deren Hause ich auf Wangerooze gewohnt, und deren Mann uns hierher ahren sollte, zeigte mir den unter Glas und Rahmen an der Wand hängenden Confirmationschein ihres Sohnes mit den Worten: „der ist vor zwei Jahren bei Bremen über Bord gefallen.“ Und nachdem sie sich die Augen mit der Schürze getrocknet, sprach sie weiter: „ein Jahr vorher hatte mein Mann all' sein Hab' und Gut verloren. Jetzt muß er sich deshalb mit der kleinen Schaluppe sein Brod verdienen. Aber,“ fügte sie hinzu, „ein zufriedenes Gemüth und Gottvertrauen werden uns wohl weiter helfen! Es ist uns seit dem Unglücke doch wieder recht gut ergangen.“ Damit meinte sie besonders, daß sie während der Saison das Quartier nicht leer gehabt. Auch unsre hiesige Wirthin hat einen Sohn auf dem Meere verloren und zwei, um die sie zittert, sind noch auf Schiffen. Den Jüngsten erwartet sie nächstens zurück, und so oft man sie daran erinnert, wird sie roth vor freudiger Bewegung und Angst und so irre in der sonst höchst gewissenhaften Besorgung des Hauswesens, daß sie im Stande war, mir den Stiefelknecht auf's Kaffeebret und die Kaffeekanne unter's Bett zu setzen. Es war ein spaßhaftes Qui pro quo, bei dem mir das Herz ernst und — soll ich's gestehen? wehmüthig wurde. Nicht, daß ich die Sorge einer Mutter für ihren Sohn als etwas Besonderes bezeichnen wollte; sie ist ja so natürlich, wie die Sorge eines Sohnes für seine Mutter; aber unsre gute Frau Gimen ist in jeder Beziehung ein exemplarisches Gemüth. Dieses Zeugniß bin ich ihr schuldig und obgleich sie nicht eben das Beste von den hiesigen Quartieren hat, so sind wir doch herzlich froh, gerade bei ihr eingekohrt zu sein. Welche Wohnung man aber auch beziehen mag, kaum irgendwo wird man einen andern, als den erfreulichsten Begriff von der Gutherzigkeit, Gracheit und Grundehrlichkeit der kleinen Insel-Familie bekommen.

Eine neue Naturgeschichte.

Von dem Dompfaffen.

(Fortsetzung.)

Manche Gattung von Vögeln möchte sich wohl mehr eignen, den puissances conditantes mit Lehre und Beispiel voranzugeben, als die Dompfaffen! Sie sind mehr schwarz, als roth, die niedlichen Thierchen, und tragen ein Federkappchen, das sie stets nach dem Winde drehen können.

Der Adler erkannte ihren Werth vollkommen als er sie beim Beginne seiner Dynastie zu den Tröstern und Lehrern seines Vogelstaates erhob und dadurch ihre Neigung zu den Ruheplätzen auf gekreuzten Zweigen gleichsam sanktionirte.

Im Allgemeinen lieben die Dompfaffen die Gottes Gaben, die sich verSpeisen lassen, mehr, als diejenigen, welche von der Eitelkeit der Welt Zeugniß geben; daher kommt es auch, daß sie respectabel dick und fett werden, und sich in der Stellung der Contemplatifs mit gehöriger Würde zu bewegen im Stande sind. Eine Eigenthümlichkeit sonderbarer Art muß man es nennen, daß die fetten Dompfaffen häufig nach oben fliegen, und daß sie, je fetter, desto tiefer um den obern Theil ihres Schnabels, den sie Nase nennen, werden, so daß man im Vogelstaate angefangen hat, nach dieser Dicknäsigkeit ihren Rang zu bestimmen. Es könnte den Menschen zum Beispiet dienen, die Devotion und Ehrerbietung zu be-lauschen, womit die Dünnnäsigten den Dicknäsigten begegnen und darin stets verharren, obwohl sich die Letztern alle Ehr' verbieten und sie den Erstern beilegt haben! Sie befeißigen sich also einer großen Bescheidenheit, sind gemüthlich und friedlich, zeigen der Welt geru ihre *Attraits de la grace* und nennen sich allzusammen am liebsten „Bruder!“

Es sind erst wenige Frühlinge mit ihren Blüten und wenige Sommer mit ihren Früchten darüber hingezogen, als eines Tages ganz unerwartet ein fürchterlicher Sturm durch den Wald brausete. Selbst die mächtigen Geier erschrafen über den Wind, reckten die krummen Schnäbel aus den Nestern hervor und betrachteten mit weißem Erstaunen die armen Dohlen und Raben und Krähen, welche rathlos ihre Schwingen, bald hier bald dorthin lenkten. Alles Vogelvolk schrie aus voller Kehle, wie ihm gerade der Schnabel gewachsen war, nur der Adler saß nett und fest oben bei seiner Brut und erzählte: daß das schon öfter im Walde vorgekommen sei. Aber als der Sturm so verwegen wurde, sich bis zu dem alten Felsengemäuer zu erheben, worauf der Adler sein Nest erbauet hatte, da empfand derselbe denn doch ein innerliches Mißbehagen, das seine

Federspitzen ein wenig in Bewegung brachte. Man nennt dies in der Bogelsprache „Zittern.“

Die Dompfaffen betrachteten sich den Natur-spectakel im Anfange mit gemüthlicher Ruhe. Was sollte er ihnen schaden? Sie saßen auf ihren Kreuz-hölzern, exercirten die Töne, die ihre Alten gepfeiffen und gesungen, zupften sich ihr Kappchen zurecht, damit es links und rechts sie schützen könne und plustersten sich mit Weisheit auf.

Aber das änderte sich Alles plötzlich, als der Sturm es für gut fand, einige recht Dicknäsigte, die sich hoch oben im Wipfel placirt hatten, um dem Adler in's Nest gucken zu können, herunter zu wehen und sie trotz allen ihren schwarzen Federn zwischen das buntgefiederte Vogelvolk zu werfen.

Da waren nun Nester leer geworden, die zu besetzen viel Ehre und Ansehn brachte. Es schüttelte sich mancher Dompfaff und plusterte alles röthliche, was ihm die Natur in's Gefieder gewebt hatte, oben auf, um roth genug zum hohen Kreuzneste auszu-sehen — es drehte Mancher sein Kappchen bald links, bald rechts — es ließ Mancher den Sturm unbeachtet um sein Nest wüthen, und die Kreuz-stäbe verrücken, so daß es gar nicht mehr aussah wie ein Dompfaffnest, und es versuchte auch mancher stolzmähere Dompfaff den Flug zu den hochbelegten Nestern, denn sie dachten: habe ich nur erst das Nest — das Fett kommt noch! — (Im Bogellericon ist Fett gleichbedeutend mit Verstand.)

Es geschieht oft in der Welt, daß man sich verrechnet. Die Dompfaffen verrechnen sich auch. Sie hatten gehofft, der Sturm werde länger dauern. Plötzlich wurde es windstill. Der Adler hob seine breiten Flügel, welche nur an den Eckfedern vom Sturm zerrissen waren, senkte sie in sein Reich und gewährte zu einem Entweichen die unruhig flatternden Dompfaffen, die er contemplativ auf ihren Kreuzen sitzend, erwartet haben mochte. Der Adler setzte seine Klauen in Bewegung und schlug sie über den Kopf zusammen! Waren das seine schwarzen Dompfaffen, die mit den rothen Rücken und Schwänzen, wie Kosmopoliten im Walde herumswirrten, in alle Nester guckten und sich im Sonnenschein spiegelten, daß sie glänzten wie Blut, waren das des Adlers wirkliche Dompfaffen?

Was hatte der Sturmwind, der verheerend durch den Wald gerauscht war, nicht für Unheil gestiftet! Was war nicht Alles aufgedeckt, was sonst tief innen verborgen gelegen hatte!

Der Adler erzitterte vor Zorn und die Dompfaffen krochen sofort zu Kreuze. Wenige waren im Neste geblieben, hatten sich furchtsam, aber still und glatt zusammengehockt und der corruption des moeurs von Weiten zugeschauet. Die thaten jetzt ihren Schnabel weit auf, hopyten gravitatisch auf den Bäumen umher und zeigten sich in ihrer gan-

gen schwarzen Pracht den Vögeln, welche demüthig den Grimm des Adlers trugen. Sie flogen auch hinauf zum Fessengemäuer, worin der Adler wieder haufete, und spazierten mit dem Sing-Sang, den sie von ihren Alten gelernt, vor den Augen des zürnenden Waldbeherrschers so lange umher, bis er sie gewahrte, und mit scharf gekrümmter Klaue ihnen die Nester anwies, welche der Sturm verweht hatte. Und die Dompfaffen gingen Alle in sich!

Sie sahen ein, daß sie schwarz von innen und

schwarz von außen sein mußten, um als würdige Contemplatiss zu leben und zu sterben. Sie rupften tagtäglich das Blüthen roth, was ihnen der Schöpfer verliehen, aus ihrem Gefieder, um schwarz genug zu erscheinen, wenn der Adler von seiner Höhe herab auf sie nieder sehen sollte. Und die, welche ihm in den Wipfeln der Bäume näher gekommen, worauf sie sangen und pfliffen, gar schwarz, weil sie meinten, daß sie dann ganz nach den Gesetzen der Natur lebten. — — —

Gedichte.

Das Lied.

Es will das Lied kein mächt'ger Strom,
Ein Tropfen Thau's nur will es sein,
Der von den blauen Wolkendom
Herniederzittert klar und rein.

Wird der nicht Himmelslabung auch,
Wenn er sich mit den Blumen mischt?
O Heil dem Liede, dessen Hauch
Nur eine welke Seel' erfrischt!

Wilhelm Billiard.

Liebesbotschaft.

Draußen im grünen Wald
Blättlein rauscht leise, —

Respekt der Liebe Glück
Nach seiner Weise! —

Vöglein hat es erlauscht,
Schmetternde Lieder
Schallen aus seinem Nest
Auf und hernieder. —

Blümlein das blüht empor —
Im Sonnenglanze
Flüstert der Maid es zu
Pflückt sie's zum Kranze!

Mägdlein versenkt es tief —
Im Herzensgrunde
Will nicht, daß weiter geh' —
Solch eine Kunde! —

Bücherschau.

Ein Fröling. Gedichte von Max Molke. Dritte neu gestaltete Auflage. Berlin, 1853. Th. Grieben.

Eben waren wir im Begriff uns an die Beurtheilung der zweiten Auflage der Gedichte Herrn Max Molke's zu wagen, als uns diese dritte in neuer Orthographie geschrieben, eingeschickt wurde. Natürlich müssen wir uns an diese halten und bekennen, daß es uns Mühe und Ueberwindung genug gekostet hat, dieselbe zu lesen. Der Verfasser sagt

im „Vorwort“ zu seinem Buche, daß sich die eigenthümliche Schreibart aus einem von ihm verfaßten demnächst erscheinenden „Gesetzbuch für die deutsche Rechtschreibung, im Geiste der neu hochdeutschen Sprache entworfen“ ergebe. Wir können uns mit solcher gewaltsamen Reform der deutschen Orthographie nicht recht befreunden.

Was die Gedichte anbelangt, so verrathen dieselben ein hübsches Talent, daß sich indeß nicht viel über das eigentliche Lied auszudehnen scheint. In demselben hat Max Molke Ansprechendes und Wohl-

• •

gemeintes geleistet, — ein reichbewegtes Leben lassen seine Lieder an uns vorüber ziehen. Wir wünschen dem Verfasser alle die Theilnahme, welche die vielfach

in Anspruch genommene Gegenwart für dergleichen Anspruchlosigkeiten noch übrig hat.



Feuilleton.

Literatur und Poesie.

Deutsche Bibliothek. Unter diesem Titel giebt unter Mitwirkung namhafter Romandichter (H. Koenig, Eavin Schicking, R. Pruz, Th. Mügge u. a. m.) Otto Müller (im Verlag von Weidinger u. Comp. in Frankfurt a. M.) eine Bibliothek deutscher Originalromane heraus, die sich ebensowohl durch Gediegenheit als durch Billigkeit auszeichnen soll. Die Lieferung derselben kostet im Abonnement nur drei Neugroschen, alle vierzehn Tage erscheinen circa drei Lieferungen. Das Ganze beginnt mit dem Roman „Afrasa“ von Th. Mügge, Otto Müllers langewarteter Kunroman „Charlotte Ackermann“ wird folgen. Wir empfehlen das Unternehmen mit dem Bemerkten, daß wir den einzelnen Theilen desselben fortdauernde Beachtung widmen werden.

Musik und Theater.

Eine unglückliche Oper. Die „Indra“ des Arvolls von Mecklenburg Fr. v. Flotow, ist in Cassel zum Geburtstage des Churfürsten aufgeführt worden — und durchgefallen. Da sie dies Schicksal anderwärts auch gehabt hat, so wäre wohl zu wünschen, daß ihre beifallsreiche Schwester „Martha“ ihr einiges von ihrem Ueberfluß hätte abtreten können.

Neue Opern in Paris. In der opera comique hat eine Arbeit Halevy's „der Nabob“ leidliches Glück gemacht; in der academie imperiale soll die neueste Oper Meyerbeers und Scribes „der Stern des Norden“ betitelt, demnächst aufgeführt werden.

Ein Dirigent der Leipziger Gewandhausconcerte. In englischen Blättern wird die Berufung des bekannten Pianisten und Componisten Sterndale Bennett zum Dirigenten der Leipziger Gewandhausconcerte gemeldet. Wir wagen diese Nachricht noch etwas zu bezweifeln.

Malerei.

Antike Gemälde zur Odyssee. Im Jahre 1850 entdeckte man bei dem Niederreißen eines Hauses in Rom, das auf dem Esquilinischen Berge unfern der berühmten Basilika Santa Maria Maggiore gelegen war, sechs noch vollkommen gut erhaltene Tableaux, die, wie damit angestellte neuere Untersuchungen ergeben haben, antike bildliche Erläuterungen zu Homer's Odyssee darstellen. Das erste derselben enthält die Ankunft des Ulysses bei den Lästriqonen, und zwar lassen sich auf den ersten Blick in dem Gemälde die prächtigen Umgebungen des heutigen Terracina erkennen, ein Beweis, daß die Alten die Wohnsitz der Lästriqonen und den Hafen derselben, welcher in der Odyssee (Vers 104 im 7ten Buche) beschrieben wird, in jene herrliche Meerstadt, der eigentlichen Grenze von Mittel- und Süditalien, verlegten, was bisher noch nicht erwiesen war. Sämmtliche werthvolle Gemälde sind gegenwärtig im Capitolinischen Museum zu Rom aufgestellt.

Correspondenz.

Magdeburg im September.

Die Bonvorstellungen im Fivolithheater haben ihr Ende erreicht! Es wird jedoch, trotz der eintretenden mißlichen Witterung sanft fortgespielt, um die Sommerfaison still und friedlich bis an die Grenzen der Winterfaison — die hoffentlich mit Meilieurvorstellungen von der Direktion gut gesagt wird — hin zu laviren.

Die Gartenconcerte — diese Pendantis zum Livoli — hören auch nach und nach auf — der Winter schießt seine Vorläufer in tüchtigen Regengüssen und kalten Abenden auf die Erde hinab, um an die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit der Weltfreuden zu mahnen. Natürlich sieht man sich nun nach dem um, was der Frühling mit seinem Sonnenscheine und mit seinen Blüthen unterbrochen hatte.

Alles, was in Waffenstillstand versetzt gewesen, regt sich wieder. Auch unsere ernste Musik tritt langsam in den Wendekreis zurück. Die Kirchenconcerte werden wieder vorbereitet und wie wir hören, haben wir Aussicht, Bedeutendes erwarten zu können. Der Privat-Gesangverein, welcher im Hause des Generalsuperintendenten Möller unter der Leitung des Domorganisten Musikdirektor Ritter besteht, wird sich dem Vereine, den der Musikdirektor Rebling unter dem Namen „Kirchengesangverein“ selbst gegründet und in's Leben gerufen hat, anschließen zu drei großen Aufführungen, welche mit der Passion von Bach beginnen sollen.

Die rühmenswürdige Strebsamkeit der beiden Dirigenten läßt uns hoffen, daß der Anfang zu einer gewissen Gemeinsamkeit fremd gegen einander stehender musikalischer Societäten hiermit gemacht ist. Magdeburg hat zerstreut liegend viele innere musikalische Kräfte, allein dessen ungeachtet gedeiht die Musik in höherer und edlerer Bedeutung nie zu einer Größe. Es zerplittert alles in dem Koterienwesen, das sich stolz der Oeffentlichkeit zu entziehen strebt. Was von Seiten der Musikliebhaber geschehen kann, ist hier schon seit Jahrzehnden aufgeboten, um den musikalischen Gemeinfinn zu heben. Man hat einen Tonkünstlerverein gegründet, wo außer dem statuten-

mäßigen Vortrage verschiedenartiger Musikstücke von befähigten Mitgliedern, noch eine belehrende Lectüre geboten wird, die das musikalische Leben und Treiben der Vergangenheit und Gegenwart gleichsam einzuspüren sucht in die empfänglichen Gemüther. — Der Verein wächst und gedeiht innerlich, allein nach Außen schlägt er keine Wurzeln. Er steht abgeschlossen als eine Vereinigung zum feinern Amusement da, während er den Impuls zu einer musikalischen Abwucherung im Allgemeinen hätte geben können. Man hört dort, was man in Magdeburg sonst kennen zu lernen sich vergeblich bemühen würde. Die besten Klavierpielerdilettanten sowohl als Männer von Fach — beiefern sich die verschiedenen Perioden dieses Instrumentes zu vertreten und es, dem Auditorium, das nur aus Mitgliedern besteht, anschaulich zu machen, was die Heroen dieser Perioden geleistet haben. Duette, Trio, Quartette und Quintette wechseln mit den Vorträgen von Romanzen, Etüden und Phantasiestücken der Neuzeit — genug, man bietet Alles auf, um ein Verständniß der Musik zu erzielen. Die Zeit muß lehren, ob dies ganz ohne Einwirkung auf Magdeburgs Musikfinn bleiben und einstmals spurlos im Sande verrinnen wird.

56.

Vermischtes.

In 36 Stunden von Neworleans nach Frankreich. Dazu hat sich der bekannte Lustschiffer Petin verpflichtet, der in Nordamerika ein günstigeres Terrain für sein System gefunden. Das Capital für die Ausführung seines Lustschiffes ist bereits beisammen; und da deutsche Gelehrte bereits auf die Anwendung der beim Eischrücken thätigen Wunderkraft zum Besten der Luftschiffahrt hingewiesen haben, so läßt sich erwarten, daß Petin bei seinem Eilustschiff behufs willkürlicher und noch sicherer Direktion auch von jener Kraft Gebrauch machen werde — oder ginge es nicht, daß man sich ganz einfach der Fische zum Hin- und Herfliegen bediente, die dabei noch mit den nöthigen Lebensmitteln besetzt sein könnten?

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.